

Träge löst sich die eingeeölte Schulter von der Plastikfolie

Der Strandkorb hat sich in 100 Jahren nicht verändert

Minilaube mit Seeblick oder Hochsitz im Sandmeer – der Strandkorb, der zur Sommersaison das Bild an Nord- und Ostsee bestimmt, ist weder in Miami noch auf den Malediven vorstellbar. Eine urdeutsche Institution wie Bratwurst und Gartenzweig.

VON NORA SOBICH

Die Badetaschen rechts und links unter dem Arm geht's im Entgang über den heißen Sand. Strandkorb Nummer 2 steht neben der 43 und die 8 c neben der 9 a. Das System der Nummerierung ist die Rache der Feriengötter am orientierungslosen Urlauber. Hat man seinen Strandkorb endlich gefunden, den kleinen Schlüssel am Korkknochen ins Schloß gesteckt und den Sitz vom Holzgitter befreit, beginnt die nächste Übung: die Einstellung der Rückenlehne. Wer sich hierbei nicht den Finger klemmt, dem rutscht garantiert der Fuß oder die Sandale unter das bleischwere Sonnenmöbel, wenn man's versucht ins rechte Licht zu rücken.

Strandkörbe haben so viele Tücken wie Eigenheiten. Erst einmal Platz genommen und reingefallen, vergeht jede Hektik, verflüchtigen sich wie auf Knopfdruck alle Pflichten und Termine. Selbst wenn die Küste mit den Minilauben nur so zugestellt ist, hat man im Inneren des Körbchens immer das Gefühl allein und unter sich zu sein. Die Beine ausgestreckt, der Körper schwerelos in der geflochtenen Muschel geborgen, scheint einem die Sonne so brütend heiß auf den Leib und flüstert der Wind so dicht am Ohr vorbei, als segelte man mit achterlichem Wind in süße Ferne. In den blau-weiß gestreiften oder mit Tiefseemotiven bedruckten Strandhöhlen kommen die Ferienträume zur vollen Entfaltung. Die äußere Bewegung hört auf, der Blick nach Innen erhält seine Chance.

Nicht anders als Bratwurst und Gartenzweig ist der Strandkorb eine urdeutsche Institution. Er wächst und gedeiht weder in Miami noch auf den Malediven, auch in Beirut ist er unvorstellbar. Einige wenige Exemplare finden sich in Dänemark und Holland, doch zum Massenmobiliar wurden die gemächlichen Strandsitzer nur hierzulande. In Rudeln und Rotten bevölkern sie fast jeden deutschen Küstenabschnitt und richten Gänseblümchen gleich ihre Gesichter gegen

die Sonne und gegen den Wind. Seit einigen Jahren hat das bunte Strandgeflecht auch im Binnenland Fuß gefaßt. Die standfesten Gesellen machen der beweglichen Hollywoodschaukel mächtig Konkurrenz. Das amerikanische Drahtgestell, auf dem die Nation in den fünfziger Jahren so vergnügt in den Aufschwung schaukelte, scheint ausgedient zu haben. Vorbei die Zeit, als man sich sachte mit dem Fuß vom Boden abstoßend in die sonntägliche Nachmittagsträgheit wippte. Die behäbigen Feriensymbole sind der Renner auf Balkon, Terrasse und neben dem Swimmingpool. Sie tragen das leichte Versprechen nach Sonne, See und Sorglosigkeit in sich, den Hauch von erlaubter Langeweile.

Als offizieller Erfinder der geflochtenen Stühle am Meer ist der Korbmacher des Großherzoglichen Hofes zu Rostock, Wilhelm Bartelmann, in die Geschichte eingegangen. Eine ältere, an Rheuma leidende Dame hatte Bartelmann im Frühjahr 1882 den Auftrag erteilt, eine Sitzgelegenheit „als Schutz gegen Sonne und Wind“ zu bauen. Bis dahin hatten sich die Badegäste in einfachen Strohhütten, sogenannten „Luft-schnapper“, und Zelten gegen die Bräunung geschützt. Bartelmanns Modell, ein ungeselliger Einsitzer, der an einen hochgestellten Waschkorb erinnerte, avancierte trotz seiner Makel sofort zum Renner.

Wie Pilze schossen seine Kreationen aus dem Sand. 1890 zählte man in Warnemünde etwa 100 Körbe, 1900 waren es schon 550 Seesofas und 1935 mehr als 3000.

Auf ihren geflochtenen Rücken standen die Anfangsbuchstaben der Eigentümer. Die Körbe wurden zum unverwechselbaren Einzelstück und die Strandkorbkolonie zur kleinen Stadt. „Steigst du hinab zum Strande, so entrollt sich dir das Bild des echt modernen Badelebens“, beschrieb Hans Bohrd um die Jahrhundertwende die Deutschen Nordseebäder: „Etwa sechshundert Strandkörbe bilden förmliche Alleen und Plätze.“



DER STRANDKORB, Bestandteil einer phantastischen Schrebergartenlandschaft an deutschen Küsten.

Foto: Hartung

Nicht ohne Staunen schrieb Theodor Fontane im Sommer 1882 von der Nordseeinsel Norderney an seine Frau Emilie: „Vom Kurhause ging ich an den Strand und dämmerte so von Bank zu Bank. Als ich an der Hauptstelle war, wo viele Hunderte von Korbhütten stehen, in denen man die Strandluft genießt, fühlte ich mich von hinten her gepackt, und der kleine jüdische Maler-Professor Michael stand vor mir... Er schleppte mich bis an seine Korbhütte, wo ich nun der Frau Professorin und ihrem 19jährigen Sohne... vorgestellt wurde.“ Das gesellschaftliche Leben hatte sich mit der Etablierung der Seebäder von der Promenade zum Strand hin verlagert. Die Sommerfrischler, gewohnt in voller Montur mit Sonnenschirm, Mieder und Wallekleidern über die Uferstraßen zu flanieren, rückten den Elementen näher. Man wurde freier, ließ die Hüllen fallen, entwickelte Körperkultur und Freizeitattitüde.

Heute sieht die so aus, daß jeden Sommer wieder phantastische Schrebergartenlandschaften an der Küste entstehen. Die mit Muschelmosaiken verzierten Sandburgen, meist Ergebnis dreiwöchiger Erholungsku-

ren, sind die rührend vergänglichen Seifenblasen einer jeden Saison, die spätestens mit den Aufräumarbeiten im Herbst verfliegen. So praktisch der Strandkorb auch ist, braun wird man in ihm eher mäßig. Der Sitzzwang verbietet die Bauchlage. Um sich ganzseitig zu färben, muß man wie ein Lakai aufs Handtuch vor die Tür steigen. Wer aber im Strandkorb sitzt, bleibt König und schaut, den Wind im Rücken, aus guter Höhe auf die zu seinen Füßen Ausgestreckten, denen der Sand im Mundwinkel klebt und es steinig gegen Hüftknochen und Brustbein drückt.

Das Äußere des Strandkorbs hat sich in den vergangenen 100 Jahren kaum verändert. Die Erfinderwelle, die um die Jahrhundertwende immer neue Modelle auf den Markt brachte, ging an seinem Design spurlos vorbei. Weder Dreisitzer, seitliche Bullaugen noch das zusammenklappbare Exemplar konnten sich durchsetzen. Nur das Material hat sich verändert. Statt mit Weiden und Rohr wird heute mit Plastik geflochten. Das glibbschige Imitat ist billiger, hält länger und verzieht sich bei Wind und Wetter nicht.

Die Plastikfolie im Inneren, von der sich das eingeeölte Schulterblatt nur träge löst, wenn das Handtuch mal wieder schneller fiel, als man sich zurücklehnen konnte, die Markise, die im Alter wie ein schläfriges Augenlid nach unten klappt und die herausziehbaren Holzrampen für das gebräunte Vorderbein gehören zum Strandkorb wie seine unverrückbare Beständigkeit.

Der Ostseespezialist Thomas Mann konnte sich von seinem kaum trennen. Während der Sommeraufenthalte auf der Kurischen Nehrung in Ostpreußen ließ er sich den 90 Kilo schweren Zweisitzer die fünf Kilometer von der Haffseite der Nehrung auf die Meerseite tragen, um im Inneren des „eigentlich bergenden Sitzhäuschen“, wie er es nannte, ungestört von Windböen und neugierigen Blicken „das Elementarische“ zu genießen.

Die geflochtenen Ruhestätten am Meer waren sein liebster Arbeitsplatz. Hier schrieb der zugeknöpfte Feind der zügellosen Körperkultur seinen Aufsatz zu „Anna Karenina“ und streckte ab und zu eine bestrumpfte Wade mutig in den kalten Wind.